

Michael Wedding

Unzeitgemäße Tugenden

Im Jahrgang 2013 der *Katechetischen Blätter* erschienen die folgenden Texte über die Tugenden ›Bescheidenheit‹, ›Veraus-Gabung‹, ›Heiterkeit‹, ›Güte‹, ›Dankbarkeit‹ und ›Geduld‹. Wir stellen sie hier noch einmal zur Verfügung.

Michael Wedding ging nach dem Studium der Fächer Kath. Theologie und Latein in den Schuldienst (Gymnasien und Gesamtschule). Anschließend lehrte er vier Jahre im Fach Katholische Theologie an der Universität Bielefeld. Von 1991–2002 war er Referent für Religionspädagogik in der Schulabteilung Münster, seit 2018 arbeitet er ebendort als Leiter der Abteilung Schulpastoral, seit 2002 als Referent für Professionalisierung und Supervision.

Ganz unbescheiden: Bescheidenheit ist wirklich eine Zier!

»Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr« – »Sei recht artig und bescheiden, denn das mag der Onkel leiden.« Hat es überhaupt Sinn, angesichts solcher Blüten wirkliche Mühe aufzuwenden, um an der Bescheidenheit noch etwas Schönes zu finden, etwas, das dem Klischee bürgerlicher Anständigkeit und einer etwas angestaubten Überholtheit entkommt? Gerät man nicht sofort auf das leicht abschüssige Gelände neuerer pädagogischer Debatten um die alten Werte?

Ich erinnere mich zu gut an eigene Erfahrungen: Artig sein, sich zurückhalten, verzichten, Dankbarkeit zeigen, abwarten können – o ja, das alles lässt sich auch noch wunderbar religiös überhöhen. Alte Verletzungen ... ich mag gar nicht mehr an diese Situationen denken, bin doch heute Gott sei Dank um einiges größer, weiter, weiser.

Szenenwechsel: Eine Lehrergruppe trifft sich regelmäßig, um berufliche Erfahrungen miteinander zu beleuchten. Die Kolleginnen und Kollegen helfen sich gegenseitig auf die Sprünge bei der Bewältigung von Schwierigkeiten, kleineren und größeren Widerwärtigkeiten. Eine Lehrerin erzählt, sie sei an der Belastbarkeitsgrenze angelangt, immer gebe sie ihr Bestes, nichts sei ihr bislang zu viel gewesen, ihre Ansprüche seien auch hoch, nein, unter 100 Prozent dürfe man es nicht machen. Nun aber habe ihr Mann gemeint, sie solle endlich einmal fünf gerade sein lassen.

Alle anderen nicken verständnisvoll. »Du bist aber auch immer ansprechbar für alle Wünsche gleich von wem – Was du auch machst, es ist perfekt – Schone dich mal – 80 Prozent tun es auch – Jeder darf Fehler machen – Lass deinen Perfektionsdrang bei Seite ...« Aber das alles hilft offenbar nicht so richtig, man kann es dem Gesicht der Lehrerin entnehmen, das hat sie ja auch schon hundert Mal gedacht. Das Gespräch widmet sich einem wirksamen Entlastungs-Gegen-Satz zu »Sei perfekt!« Eine Reihe von Versuchen, dann sagt jemand: »Sei bescheiden!« Widerspruch regt sich. Wie das die richtige Strategie sein könne bei der Kollegin, die doch eigentlich Bewunderung und Lob verdiene, nicht aber Zurücksetzung und dass sie sich kleiner mache. Nach einer Weile mischt sich die Betroffene ein, leise. »Doch, da ist schon etwas dran. Ich lasse mich gern loben, genieße die Anerkennung, man fühlt sich dann groß, aber im Innern weiß ich genau, dass ich gar nicht so groß bin, ich muss mich andauernd strecken. Bescheidenheit – das hört sich gar nicht schlecht an, ich mag das Wort.«

Und so entsteht Raum, dem nachzugehen, was es denn eigentlich auf sich hat mit der Bescheidenheit. Es fällt das lateinische Wort *modestia*, und weil es schön ist, mal ganz unbescheiden die altsprachlich-humanistische Bildung hervorzuholen, landet man bei *modus* – Maß – Mäßigung.

Perspektivwechsel: »Die Mäßigung ist also – wie die Klugheit und wie vielleicht alle Tugenden – eine Kunst des Genießens ... Sie will nicht, dass wir unsere Grenzen überschreiten, sondern, dass wir sie respektieren. Sie ist eine Manifestation dessen, was Foucault die ›Sorge um sich‹ nannte: eine mehr ethische als moralische Tugend und weniger Pflicht als Sache des gesunden Menschenverstandes«, bemerkt der Philosoph *André Comte-Sponville* in seinem »Kleinen Brevier der Tugenden und Werte«.

Das wäre also die Kunst, die Tugend des angemessenen Maßes, sich weder kleiner noch größer zu machen, als man ist. Sich nicht unter Wert zu verkaufen, unter den eigenen Möglichkeiten zu bleiben, aber auch nicht abzuheben, überheblich zu werden in der Beurteilung der eigenen Kräfte und Leistungsfähigkeit. Bescheidenheit ist nur dem möglich, der sich einigermaßen gut kennt. Das hat dem Wortsinn nach zu tun mit »scheiden, unterscheiden«, damit, dass ich »Bescheid« weiß über mich. Dabei ist dieses Bescheidwissen kein fester Zustand, sondern ein dynamischer Prozess, der auf dem geschulten Blick auf sich selbst beruht und nicht zuletzt im Abgleich zwischen Selbst- und Fremderwartungen geschärft wird.

Wenn ich mich auf in diesem Sinne abgestecktem, sicherem, *meinem* Terrain bewege, womöglich verausgabe bis an *meine* Grenzen, mag sich wirklich das Gefühl einstellen, dass ich mich genießen kann und das, was in mir steckt – noch vor der Anerkennung von außen, diese ist dann Zugabe. An diesem Punkt kann sich von fremder Hand gesteuerter Perfektionsdrang verändern in die Chance zu lieben, was ich tun will, vielleicht muss.

Die Mäßigung zählt ganz unbescheiden zu den Kardinaltugenden. So ohne moralischen Zeigefinger ist sie freundlich, ermöglicht mir, freundlich mit mir umzugehen, und vielleicht gar einen leicht augenzwinkernden Blick auf Gottes Geschöpfe, die alle unterschiedlich nach seinem Maß geschaffen sind.

Rückblende: Die Kollegin war mit dem (bescheidenen) Ergebnis der Problemlösung zufrieden. Wenn das so sei, dann seien ja 100 Prozent genau der richtige, weil individuell-persönliche Wert für sie, nicht mehr – nicht weniger. Mit den 80 Prozent käme sie sowieso nicht hin. Und am besten lasse man diese Prozentrechnung überhaupt sein. An ihrem Badezimmerspiegel klebte nun für eine Weile ein Zettel: »Sei bescheiden!«

Vom Wert der Veraus-Gabung

»Er vergeudete sein Vermögen durch ein zügelloses Leben« (Lk 15, 13). Stellen Sie sich vor, Sie hätten auch teilgenommen an einem Bibeltag für Religionslehrkräfte und wären gebeten worden, diesem Vers durch Bewegung und Gesten Ausdruck zu verleihen. Und nun drücken Sie imaginär das Gegenteil dazu aus. Was macht den Unterschied aus, was gelingt Ihnen besser, wobei fühlen Sie sich wohler? Man braucht sich nicht ausufernde »Vergeudungsperformance« vorzustellen, nein, das blieb doch alles ziemlich im Rahmen; vor allem aber brachte erst die Gegenteilserfahrung etwas Wesentliches zum Vorschein: Ein Sich-Abgrenzen, ein beinahe ängstlich Bei-sich-Behalten, sich und das Eigene Verstecken, ein Kontakt Vermeiden waren zu erleben gewesen. Man war erstaunt, wie viel Positives dem Vergeuden quasi von hinten herum abzugewinnen war. Beinahe heiter gestaltete sich die Suche nach semantischen Nachbarn: verschleudern, verplempern, vertun, verprassen, verbraten, über die Verhältnisse leben, sich gehen lassen, über die Stränge schlagen, nutzlos verausgaben ... Es wurde fast zügellos. Der Impuls »Wann haben Sie zum letzten Mal etwas Derartiges getan, erlebt?« brachte Erdung. Dazu habe man doch eher selten Gelegenheit, bei Lichte betrachtet sei es unvernünftig, führe meist zu nichts Gutem, außerdem sei man so nicht erzogen worden. Keine Frage, dass Verschwendung ein ambivalentes und zweifelhaftes Vergnügen ist, erst recht im Kontext der biblischen Geschichte, und dass das Gegenteil davon (Was ist das eigentlich?) oft Sinn und Berechtigung besitzt. Nur: Macht das auch Spaß? Oder ist diese Frage unzulässig?

Dann ging es auch um berufliche Anknüpfungspunkte. Sind Schule, Unterricht, gar Bildung und Erziehung Orte des Verschwendens und Vergeudens? Was da nicht alles vergeudet wird: Zeit, Geld, Nerven, Energie, Motivation, Mühe, Talent ... Doch darf man einen Unterschied spüren, wenn man statt »des« »für« sagt, ein Ort für (pro) Verschwendung, Vergeudung und Zügellosigkeit? Ich versuche es noch einmal von hinten herum: »Mit zunehmender Eigenverantwortlichkeit haben Schulen in NRW größere Freiräume erhalten, um Unterricht und Schule zu gestalten. Dabei sind sie verpflichtet, die bundesweit vorgegebenen Bildungsstandards sowie (...) die kompetenzorientierten Kernlehrpläne umzusetzen und Rechenschaft darüber abzulegen, ob es ihnen gelingt, diese Standards zu erfüllen. Unter anderem geschieht dies im Rahmen von Lernstandserhebungen bzw. Vergleichsarbeiten sowie von zentralen Prüfungen

zur Vergabe von Abschlüssen und Berechtigungen« (www.standardsicherung.nrw.de).

Das klingt so leblos-mühsam. Viele beklagen zunehmende Technokratisierung, Reglementierung in der Schule (nicht nur in NRW). Nicht wenige scheinen minimalistisch-kalkulierend durch die Schulzeit hindurchzukommen. Mangelnde Anstrengungsbereitschaft und Lustlosigkeit bei Schüler*innen ist ein berechtigtes Thema, man darf vorsichtig hinzufügen: Es gibt auch damit korrespondierende freudlose Mattigkeit bei Lehrkräften und Erzieher*innen. Noch nie waren so viele Kinder buchstäblich krank an Schule. Es stimmt, man muss sich vor einseitiger Zuspitzung hüten. Und doch habe ich ein weiteres Bild von Schule: Eine, in der es Freude macht, an die Grenzen zu gehen, sich zu verausgaben, mit Ideen zu wuchern, kalkülarm drauflos zu planen, die Zügel schleifen zu lassen und vermutlich in Folge dessen einiges auch in den Sand zu setzen, ohne dass das vergleichende, standardisierende und Fehler ausbügelnde Qualitätsmanagement auf den Plan tritt. Wo man meinetwegen auch ergebnislos den Augenblick auskostet, Zeit verschwendend einer Sache oder Situation nachhängt, aus purer Lust, dem Überschwang der Gefühle und aus tiefer Überzeugung unvernünftig mal des Guten zu viel tut. Wo man sich verausgabte, also alles ausgibt, was man hat an Wissen, Talent, Kreativität, Kraft, Emotion, und wo das jeweilige Gegenteil dann auch noch seinen berechtigten Platz hat: Da käme man zwar ins Schwitzen, aber ohne entmutigende Quälerei.

Alles Unsinn? Vermutlich ja, und höchst einseitig gedacht. Womöglich überstrapaziert man so auch das Bild des jüngeren Bruders. Auf den Geschmack gekommen brachte jene Gruppe zwei andere biblische Figuren ins Spiel: Die Frau, die gleich eine ganze Flasche kostbaren Salböls »verschwendet« (vgl. Mk 14, 3ff.) und Petrus, der lieber statt nur die Füße sich auch den Kopf waschen lassen will (vgl. Joh 13,9). Menschen, die sich intuitiv »so richtig« irren, aus ganzem Herzen hingebungsvoll die Unvernunft walten lassen und so gerade das Richtige denken und tun.

Obendrein steht die Fastenzeit bevor. Da geht es doch um anderes!? Nun, wenn Fastenzeit das Wesentliche zum Vorschein bringen soll, Unwichtiges von Wichtigem zu trennen hilft, dann könnte man ja auch die unhinterfragten Sinnhaftig-, Richtig- und Wichtigkeiten überprüfen. Es geht doch ums Umkehren, heißt: das Gegenteil tun. Und bei uns kann man sagen: Man muss auch mal auf ein Opfer verzichten können. In dem Sinne: Pro Verschwendung und Verausgabung.

Wenn es einen Grund zur Heiterkeit gibt ...

»Wenn es einen Grund zur Heiterkeit gibt, schmunzle auch ich gerne einmal ...«, lässt sich mit leicht sauertöpfischer Mine der Szenenheld einer bekannten Loriot-Komödie vernehmen. Warum finden so viele Zeitgenossen genau diese Szene so witzig? Weil es dem Protagonisten geradezu aus jedem Knopfloch springt, dass ihm augenscheinlich ganz grundsätzlich die Gelegenheiten zur Heiterkeit fehlen.

Metereologisch betrachtet gilt noch ein zu 2/8 bewölkter Himmel als heiter, schon das ist Indiz dafür, dass Heiterkeit nicht zu verwechseln ist mit Fröhlichkeit, Spaß, Sorgenfreiheit oder stets gutem Aufgelegtsein: Wenn gleich sich Heiterkeit durchaus darin zeigen mag, so geht sie doch nicht darin auf. Nur: Ich kann der Kritik am »Spaß«, wenn sie mit erhobenem Zeigefinger einherkommt, nicht so viel abgewinnen, besonders nicht, wenn ich statt Spaß immer Freude empfinden soll. Dann landen wir doch schnell bei »Bei Humor verstehe ich keinen Spaß!« Nein, Spaß ist ok. Und im Ernst – ich finde auch Albernheiten bisweilen höchst angemessen. Spaß kann inszeniert werden, den Titel jener Samstagabendunterhaltung durch »Verstehen Sie Heiterkeit?« zu ersetzen? Unmöglich. Was aber, wenn »Schluss ist mit lustig«? Dann muss die Heiterkeit noch nicht aufgehört haben. Im Gegenteil stellt sie sich womöglich gerade dann ein. Dieses vermeintliche Paradoxon gehört zu ihrem Wesen. Sie weiß um alles Widerwärtige, Schwierige und Bedrohliche. Genau in diesem »Wissen« liegt ihre Kraft, sie ist daher mehr als das reine Gefühl von Unbeschwertheit. Heiterkeit wächst als Lebenskunst, die Ungereimtheiten, Brüche und Schattenseiten zu integrieren in einen Lebensfluss, der kaum aus der Bahn zu bringen ist. So dürf-

ten Heiterkeit und Resilienz einander unterstützende Schwestern sein. Was das Wetter und die Tugend in Sachen Heiterkeit gemein haben? Klarheit. Es sind jenes Wissensmoment, jener unverstellte Blick, die Akzeptanz der Wirklichkeiten, in denen wir leben, die nicht unbedingt Lachen, eher Augenzwinkern und ein ruhiges Lächeln hervorzubringen vermögen. Darum ist das Gegenteil von Heiterkeit auch nicht die Dunkelheit, die erschreckend klar sein kann, sondern es sind trübe Finsternis und Verdrossenheit.

Angstfreiheit ist vermutlich die Wurzel aller Heiterkeit. Nicht, dass heitere Menschen sich nicht fürchten könnten, jedoch würden sie sich der Angst nicht gänzlich preisgeben, jedenfalls nicht der Angst um sich selbst. Auf die Spitze getrieben: Am Abgrund gibt es keinen Spaß mehr, Heiterkeit indes könnte dort erst recht aufscheinen.

Dieser Text entstand am ersten Konklavetag im März 2013. Johannes XXIII. galt als der heitere Papst: »Jeder kann Papst werden, der beste Beweis bin ich« und »Nimm dich nicht zu wichtig« (aber wichtig, wird man hinzufügen). Er beschrieb Glauben als die Heiterkeit, die von Gott kommt, sodass, wem das Gottvertrauen fehlt, schwerlich heiter sein kann. Ja! Es gibt einen Grund für die und zur Heiterkeit, lautet die gute Nachricht.

Der Transfer ins Erzieherische? O.F. Bollnow (Päd. Arbeitsblätter 1964, H. 1) beschreibt die Heiterkeit als die oberste Tugend des Erziehers und die reinste Form der von ihm ausstrahlenden Atmosphäre, weil sie nicht nur Lebenslust im anderen Menschen erweckt, sondern darüber hinaus Vertrauen und Zuversicht zu seinen eigenen Kräften. Der Kirche wie der Schule täte Heiterkeit in gleichem Maße gut. Oder mit K. Valentin: Hoffentlich wird es nicht so schlimm, wie es schon ist.

»Meine Güte!«

Ich habe gegoogelt nach: »Gütige Lehrer«. Ach du liebe Güte, gibt's die vielleicht nicht mehr? Unter den ersten zehn Treffern nichts Verwertbares, überwiegend Einträge, die zu tun haben mit Beamtenbesoldung. Immerhin, denke ich etwas später, könnte »Vergütung« etwas mit »Güte« zu tun haben – mehr als ein Wortspiel? (Was ich erst seit fünf Minuten weiß: Vergütung ist auch der Fachausdruck für die Stahlveredelung.) Wir kennen Güte als Qualitätsmerkmal, Gütesiegel, Güteklassen, sagen manchmal, etwas sei von besonderer Güte. Ja, etwas, aber jemand? Wann haben Sie zum letzten Mal von der Güte eines Menschen gesprochen, gar im Zusammenhang mit Schule, mit Erziehung?

Ich versuche mich zu erinnern an einen gütigen Lehrer, eine gütige Lehrerin, und mir kommt meine Volksschullehrerin ins Gedächtnis: Frau Roser. Sie war eines von den »Mikätzchen« in NRW: Als Pensionierte vom Kultusminister Mikat wegen des Lehrermangels reaktiviert. Allerdings hatte sie gar nichts »Kätzchenhaftes«. Ich empfinde noch nach 50 Jahren Respekt und Zuneigung zu ihr. Es umgab sie eine Aura, die mir als Kind Ehrfurcht einflößte. Mir kommen Sätze, Szenen in den Sinn. Wie war sie? Vor allem leise und bestimmt. Ich glaube, sie hat nicht einmal geschrien, was auch nicht nötig war, sowohl, weil wir sowieso ziemlich folgsam waren, vor allem aber, weil sie perfekt war im »classroom-management«. Es gab keine Strafen, wenig Ermahnungen, dafür eine gehörige Portion Konsequenz, sie war durchaus streng. Nicht gemachte oder schludrige Hausaufgaben waren nicht geduldet, aufstehen und herumlaufen, frech sein – undenkbar (Was ist das schon wieder: frech? Gibt's das heute auch noch? Ich will es hoffen ...). Sie war anders als mancher Schulmeister, den wir erduldeten, weil sie Autorität geltend machte, nicht autoritär war. Diese bezog sie schon ihres Alters wegen, sodass es stimmen kann, dass Güte eher von oben denn nach unten fließt. Sie bedarf wohl eines »Plus« an Erfahrung, Reife, Urteilskraft.

Die Unterrichtsmethoden? Schon nach damaligem Stand veraltet, manchmal sagte sie: Heute will ich etwas Schönes mit euch machen. Sie mochte das selbst und uns, obwohl davon mit keinem Wort jemals die Rede war. In einer Zeit, in der Gehorsam und die Palette der Sekundärtugenden noch nicht zur kritischen Debatte stand, war es nicht »schlimm«, ihr zu gehorchen, weil sie selbst auf uns »horchte«, weiter half, Enttäuschungen linderte und trösten konnte, obwohl sicher nicht ein einziges Schulkind auf ihrem Schoß gesessen hatte. Ich glaube, sie dachte und handelte »inklusiv«. Wir hatten in der letzten Reihe Kinder, die »anders« waren, sie kamen nicht aus den Einfamilienhäusern. Sie sprachen anders, hatten andere »Klamotten«, rochen bisweilen streng, schrieben mehr Vieren und Fünfen als »wir« – wir machten es ihnen nicht leicht. Dann war Frau Roser traurig und unmissverständlich zornig, warb um Verständnis und »Perspektivübernahme« (ohne dass vermutlich sie – schon gar nicht wir – wussten, dass es sowas war). Nein, gutmütig war sie eher nicht. Und dann war es wieder gut, war sie uns wieder gut. Zur Güte gehört ein großes Maß an Duldsamkeit für die abweichende Art des anderen, ein Überschuss an Freundlichkeit, Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Frau Rosers Geheimnis war die Zuwendung zu uns, sagen wir ruhig: ihre Herzensgüte (Wer gütig ist, braucht sich vielleicht weniger Sorgen um die Güte seines Herzens zu machen?). Mittelhochdeutsch »genada« meint Zuwendung, also Gnade. Meine Ehrfurcht speiste sich auch aus dem Abstand. In der Güte lebt »der Abstand, der in allem verstehenden Wissen um das, was im anderen vorgeht, doch nie tiefer zu dringen sucht, als dieser von sich aus offenbart, und ihm so seinen Spielraum freilässt. Der Gütige behält immer die Schamhaftigkeit, die die Dunkelheiten der fremden Seele unberührt lässt« (O. Bollnow). Kommt darin nicht zum Ausdruck genau jener so oft zitierte Grundsatz aus dem Pädagogikmysterfinnland: Niemanden beschämen!? Ach, eines noch. Ich denke an jenen väterlichen Erzieher aus Lk 15: Ob es das war, was er mit seinem Überschuss an Freundlichkeit zu verhindern suchte, dass sein Jüngerer sich schämen müsste?

»Danke für diesen guten Morgen«

Abschlussreden bei Abitur, Schulentlassung, Ende der Kindergartenzeit, vor den großen Ferien usw. haben gerade Hochkonjunktur. Es wird gedankt.

Evangelischer Kirchentag 1963: Ralf Bendix singt »Danke«, ein Schlager, für die einen »Poesie für religiöse Gartenzwerge«, für andere Premiere Neuen Geistlichen Liedes. Ich hab's dann, von kirchlicher Jugendarbeit bewegt, oft gesungen und fand es besser als manches aus dem »Laudate« – klar. Aber das lag mehr an der Musik. Mit dem Text verbinde ich noch heute ein Gefühl von Unbehagen, Zweifel. Warum bloß? Mir kommt der Verdacht: Es ist einfach zu viel Danke-Sagen drin in dem Lied. Ich fühlte mich wohl an die Mahnungen meiner Mutter erinnert: »Was sagt man da ...?«

Der pflichtgeschuldete Dank ist kein Dank, er ist Ausdruck von Höflichkeit, Konvention, beruht nicht selten auf einem Leistung-Gegenleistung-Prinzip, was ja nichts Schlechtes sein muss, erzeugt dieses »Danke« doch einen verbindlichen Ton und bestenfalls ein freundliches Miteinander. Diese Verbindlichkeit hat etwas Ambivalentes, weil sie neben Verbundenheit auch Abhängigkeit signalisiert und erzeugt. Zwischen mir als Dankendem und dem, dem ich danke, entsteht zunächst ein Beziehungsgefälle, ich bedanke mich ja für etwas, was mir zuteil, geschenkt wird aus dem »Vermögen« eines Anderen. Das strebt nach Ausgleich, bedarf der Anerkennung meiner Verwiesenheit. Mein Autonomiestreben, mein Unabhängigkeits- und Freiheitswille stehen dazu in Konkurrenz, mindestens Spannung. Gerade, weil dieses Spannungsverhältnis bei Heranwachsenden oft seinen besonderen »Charme« in eine Richtung entwickelt, bin ich im Zweifel, ob Danken gerade das Richtige für sie ist. »Alleine!« und »Ich kann es!« ist das Thema, ohne dessen bisweilen für die Mitwelt ernstlich stresshafte Bearbeitung niemand richtig groß wird.

Ob Kinder den Eltern danken müssen? Ach, das ist eine ebenso beliebte wie letzten Endes doch eher Verdross schaffende Frage. Reden wir lieber über Vertrauen und Freude. Janusz Korczak hat sich dazu ganz unmissverständlich geäußert: Erwachsene, die von Kindern Dankbarkeit erwarten, stellen die Wirklichkeit auf den Kopf, die Erwachsenen schulden vielmehr den Kindern Dank für das Geschenk ihres Vertrauens. Diese Entscheidung wird man, wenn man sich Korczak's einschnei-

dende Erlebnisse mit Kindern vor Augen führt, umso eher akzeptieren. Aber es stimmt ja, wofür sollten Kinder Eltern, Erziehenden danken? Für Liebe, Sorge, Versorgen, Sorgfalt, Interesse, Zeit ...? Für Selbstverständlichkeiten, wie man meinen sollte? Dort, wo Erwachsene ihnen dies alles – und zwar »gratis«, weil es anders gar nicht gehen würde – zukommen lassen, fließt der Dank als Vertrauen und Freude hin und her. Nicht immer, aber grundsätzlich. »Die Dankbarkeit ist ein sekundärer Genuss, der einen primären verlängert: gleichsam ein Echo der Freude auf die empfundene Freude, ein Glück mehr für ein Mehr an Glück« (A. Comte-Sponville). Dankbarkeit ist Ausdruck unserer ganz prinzipiellen »Relationität«. Ohne den ganzen Rest, ohne alles und alle könnte ich keine Freude empfinden, jede Freude hat eine äußere Ursache, nämlich das Universum, Gott oder die Natur. Das häufige Danken für alles Mögliche ist »nett«, wird aber weniger wichtig, je mehr ich mich dankend daran erinnere, dass ich verwoben, nicht allein, geborgen bin. An diesem Punkt ist Zeit für Grammatik: Dank ist das Verbalnomen zu denken. Dankbarkeit wäre das stetige, im Unter-Grund bewahrende Gedenken und Er-Innern meiner Verwiesenheit in die Schöpfung. Ich erinnere gerne an Enzensbergers Dank an den unbekanntem Empfänger (Kiosk). Dass er mir die Entscheidung für den Adressaten überlässt, beschwingt mich. Ich fand im Netz eine Predigt dazu. Am Ende meinte der Prediger, das Gedicht durch die Hinzufügung eines Psalms »vollenden« zu müssen. Verzeihung, das muss nicht sein. Ich weiß schon, wohin die Reise meines Dankes geht – meistens jedenfalls. Sorry, ich will nicht dazu ermahnt werden. Das ist der Tod im Topf für den Dank.

Nach Moltmann (Die ersten Freigelassenen der Schöpfung) ist der einzige Dank, den Menschen Gott schulden, die Freude am Dasein. Sie ist das Erste, der Rest ergibt sich daraus. So wird aus der Anerkennung meiner Verwiesenheit und meinem unbändigen Freiheitsdrang kein Gegensatz, sondern ein wechselseitig, sich ergänzendes Spannungsverhältnis von Nachbartugenden. Freude am Dasein zu erhalten, zu gestalten und zu einem Ausdruck zu bringen, ist der einzig triftige Grund für Erziehung, Bildung, Lernen, wo und wann auch immer.

Nächste Woche fahren wir in die Berge. Ich freue mich und werde einen Dank (möglicherweise gar summend mit jenen ersten Tönen) in den Himmel schicken – hoffe, er kommt an.

»Geduld, Geduld!«

Wann beginnt die Adventszeit? Als Kind war es für mich, wenigstens im geheimen Inneren, klar: Im September! Im Münsterland wird am 17. September häufig das Lambertusfest gefeiert. Kinder der Nachbarschaft versammeln sich bei beginnender Dunkelheit mit ihren Eltern um eine spitze Holzpyramide, in die sie selbst gebastelte Laternen stecken. Dann werden gemeinsam die alten, zumeist plattdeutschen Lieder gesungen. Ich erinnere mich sehr gerne an diese Abende, muss aber gestehen, dass mir das Schicksal des von Kirchengegnern erschlagenen Lamberts weder hinreichend bekannt gewesen noch sehr zu Herzen gegangen wäre. Nein, für uns Kinder begann mit diesem Abend fast schon die Adventszeit. Die Lichter, das gemeinsame Singen, vielleicht eine kleine Süßigkeit vor'm Schlafen – das ganze Ensemble steckte den ersten Funken Vorfreude an, ein erster Vorgeschmack. Wenn wir es dann übertrieben mit den Andeutungen, mahnte Mutter augenzwinkernd zur Geduld. »Aber dieses Jahr wird es auch wieder schön sein?« – »Ganz sicher, das wird es. Aber heute Abend ist erst einmal Lambertus dran, wir singen!« Und damit war es dann auch gut, wir hatten sozusagen eine sichere Perspektive, die Ruhe einkehren ließ, sodass wir uns auf die verloren gegangenen Liedstrophen konzentrieren konnten.

Geduldig zu sein bedeutet nicht das gleiche, wie zu warten, meint eher »warten mit Perspektive, mit Ahnung und Vor-Wissen«. Geduld zielt auf etwas vor mir Liegendes, streckt sich aber dorthin mit den Möglichkeiten meiner Gegenwart und Gegen-Wärtigkeit. Wer geduldig ist, hat ganz schön was zu tun!

Etwas immer wieder versuchen, bis es klappt, langen Atem bewahren, Zielstrebigkeit und Ausdauer, bei etwas ausharren, sich nicht einfach hängen lassen, etwas wagen: Das ist Lang-Mut. Ein tolles Wort: Es vereint die vermeintlich widerstrebenden Pole der Geduld: Kann man bei einer Sache lange mutig sein?

Im Jahr 2000 haben sich evangelische und katholische Kirche mit dem Projekt »tempi – Bildung im Zeitalter der Beschleunigung« zu Wort gemeldet. Bedauerlicherweise scheint die Zeit über die zehn Thesen hinwegge-

gangen zu sein. Angesichts von »G8« und schnell aufeinander folgenden kurzatmigen Innovationsbestrebungen nicht nur in der Schule, sondern an vielen Bildungs- und Lernorten müsste die Frage nach dem angemessenen Tempo erneut und viel dringlicher zu Gehör gebracht werden. Die Entdeckung der Langsamkeit lag und liegt noch in der Luft, und doch meine ich: Nicht zu schnell und zu oft nach der Langsamkeit rufen! Die Schnelligkeit ist nicht das Problem, sondern die Hast. Hast macht kurzatmig, führt zu Fehlern, zu überstürztem Tun. Vermutlich hätte »Enthastung« im Gegensatz zu »Entschleunigung« keine Chance auf ein akzeptables Begriffs-Dasein gehabt, schade eigentlich.

Ich plädiere für Langmut und Geduld als Gegenkräfte zur Hast. Sie sind die Übereinstimmung meines eigenen Zeitgefühls und Aktionszustandes mit der Zeit, die benötigt wird bis zur Reife – von wem oder von was, und wo auch immer. Das kann lange dauern, bisweilen durchaus schnell gehen. Das nenne ich nicht nur in pädagogischer Hinsicht timing und Takt-Gefühl, in jeder Hinsicht des Wortes. Darin begründet liegt das Geheimnis von Autorität: lat. augere meint »wachsen, gedeihen lassen«. Autorität lässt reifen, mitunter muss sie freilich auch die nachdrückliche Urheber-auctor-Kraft sein. Bei uns kann man sagen: »Nun mach' mal langsam voran!«, aber auch: »Wart' mal eben schnell!«.

Geduld erfordert Vor-Sicht gepaart mit Nachsicht, womöglich bis der Geduldsfaden zum Zerreißen gespannt ist oder reißt. »Bin ich Jesus?« – die sehr ernst gemeinte Frage eines an den Rand der Geduld gebrachten Erziehers. »Nein, das sind Sie nicht«, möchte man sagen, aber die Frage ist gut! Was dann? Sieben mal sieben Male weiter machen und Güte walten lassen – es gilt das Prinzip Hoffnung, die ja doch ohne Alternative ist, was man aber nur geduldig hoffen kann.

Wie oft ist das Ende der Geduld nicht ein gutes Ende. Deshalb braucht es die Vollendung unbedingt. Dann gelangt auch die Geduld an ihr Ende.

Nun beginnt die Adventszeit, Reifezeit – den richtigen Takt finden, mutig warten mit Aussicht? Manchmal meine ich, es könnte bedeuten: »Macht langsam, aber voran, und wartet schnell – Ich komme.«